

DIE KIRCHENGEMEINDE  
BAD WARMBRUNN-HERISCHDORF  
IM RIESEN Gebirge

*Vom Ausgang des II. Weltkrieges bis zur Austreibung 1944—1947*

*Vorbemerkung*

Meine Warmbrunn-Herischdorfer Arbeit erscheint hiermit in erweiterter Form für das Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte. Sie wurde nötig, da ich zuerst nur eine allgemeine Darstellung der Jahre von 1944 bis 1947 für die Heimatfreunde beabsichtigt hatte. Es ergab sich aber, daß die kirchlichen Vorgänge und Erlebnisse noch eingehenderer Beleuchtung und auch dank eines reichlicheren Materials, vor allem in meiner eigenen Hand, möglich wurde.

Arno Mehnert  
Sundern, im Oktober 1970

Als im Jahre 1944 die Lage Deutschlands an allen Fronten bedroht zu werden begann, erschien auch die Sicherheit für den deutschen Osten nicht mehr gegeben. In diesen Ostgebieten, vom Kriege bisher am weitesten noch verschont, hatte man aus dem, besonders aus der Luft gefährdeten Westen und Süden die Kinder und Mütter in Sicherheit gebracht, die kostbare Habe, wie Wäsche u. v. a. dorthin geschickt. Man hatte sich gewöhnt, diese Gegenden als den Luftschutzkeller Deutschlands anzusehen. Unter diesen Umständen erhob sich die Frage, wie man dieses Gebiet schützen könnte. Allerdings sollte dies ohne Aufkommen von Befürchtungen geschehen. Die erste Maßnahme der damaligen Regierenden war, die frei zu machenden Hände für den Schutz dieser Heimat in Gang zu setzen. Das betraf den Schutz der Ostgrenzen in der Weise, daß ein Ostwall in aller Eile errichtet werden sollte. Sein Anfang lag bei Schneidemühl im Norden, im Süden reichte er bis zum oberschlesischen Industriegebiet.

Am 12. August 1944 sammelten sich in Hirschberg alle Lehrpersonen — die Schulen waren nach den Ferien nicht wieder geöffnet — auch alle freizumachenden Beamten und Angestellten aus Verwaltung und

Büros, der Wirtschaft und Geschäfte beiderlei Geschlechts aus dem Hirschberger Tal, also auch aus Bad Warmbrunn-Herischdorf, die seit 1941 zur Stadt vereint waren, und wurden über Glogau nach Beuthen a. O. und Umgebung geschafft. Wir arbeiteten als Schanzer am Oderwall und in den Oderwiesen ein Grabensystem in einem Abschnitt des Unternehmens Bartold. Die ganz Unabkömmlichen und freien Berufe fuhren sonntags zum Schanzen in den Oderwald. Andere Abteilungen waren über die Oder vorgeschoben zur Arbeit an Panzergräben und Verteidigungsstellungen zwischen Laube und Geyersdorf bei Fraustadt. An diesen Grabensystemen wurde noch Ende Januar 1945 geschanzt, als die Front nur wenige Tage entfernt war. Inzwischen hatte sich schon von Oberschlesien her und von den Deutschen aus Polen ein Strom von Flüchtlingen mit der Eisenbahn und in Trecks nach dem Innern des Reiches aufgemacht, denn die Russen waren aus dem Weichselbogen durchgebrochen und standen im Umsehen an der Grenze unserer Heimat. Die Rote Armee schien nur noch die Oder aufzuhalten zu können. Anfang Februar wurden Glogau und Breslau eingeschlossen. Aus dem rechten und bald auch dem linken Oderland waren die Trecks aus Land und Stadt nach dem Westen unterwegs, um den Gewalttätigkeiten der Roten Armee auszuweichen.

In diesen Tagen ergingen Aufrufe in unserer Heimat, daß die zahlreiche ortsfremde Bevölkerung, die Schlesien besonders am Gebirgsrand aufgenommen hatte, ebenso wie Greise, Kinder und Mütter weiter im Reich Schutz suchen sollten.

Ein Räumungsbefehl des Kreisleiters vom 12. März, der schon einmal im Februar ergangen, aber nicht in vollem Umfange befolgt war, liegt mir vor. Nur die werktätige Bevölkerung sollte zurückbleiben. Für die gesamte verbliebene Einwohnerschaft wurde ein wöchentlicher Arbeits-einsatz an zwei Tagen verfügt, unterschrieben vom damaligen Bürgermeister Wels. Zum Bau von Gräben und Straßensperren wurde aufgerufen. Nur die Jugend unter 15 Jahren war davon ausgenommen. Solche Gräben und Sperren entstanden z. B. in der großen Kurve am Tannenberg im Garten von Sattler Krohn, an den Ortsausgängen nach Stonsdorf. Manche Männer wurden zum Volkssturm eingezogen, andere zum Straßen- und Wachdienst bei Nacht oder Luftmelde-wache tagsüber auf dem Scholzenbergturm seit dem März eingesetzt. Die Front hatte sich seit den Februar-tagen auf der Linie Löwenberg—Goldberg—Jauer gehalten. Wenige Tage vor der Kapitulation Breslaus am 6. Mai nach standhaftester Verteidigung gab auch am Vorgebirgsrand die Front nach und stand bald vor Hirschberg. Kämpfe gab es

noch in Gotschdorf. Am Abend des 8. Mai wurden letzte Schrapnelle noch in Herischdorf beobachtet. Seit dem 7. Mai drängten sich endlose Züge von Flüchtenden aus Stadt und Land durch Herischdorf über Schreiberhau zur Grenze und nach Böhmen, doch haben wohl die wenigsten noch die Grenze erreicht. Die nach Böhmen gelangten, erlitten Gewalttätigkeiten, Raubmord, Tod, was auch einige unserer Mitbürger traf. Bald waren die Straßen hoffnungslos verstopft. Am 9. Mai konnten vom Verfasser noch Abwurfzettel der russischen Flieger geborgen werden, die die Waffenstreckung für den 9. Mai forderten.

Mit diesem Tage war hier eine lähmende Ruhe eingetreten. Um diese Tage geschahen einige Selbstmorde, die sich unter den Einwohnern von Warmbrunn-Herischdorf ereigneten, außer denen, die schon durch die Räumungsbefehle, oder auf dem Fluchtwege herbeigeführt worden waren. Die Straßen waren von russischen Truppen durchzügen gefüllt, die nach Schreiberhau zur Grenze bestimmt waren. In dem Durcheinander gab es zunächst überhaupt keine Verwaltung mehr. Doch wurde eine kommissarische Leitung eingesetzt, die Dr. Kuhna übernahm, der schon längere Zeit hier beschäftigt gewesen war. Warmbrunn bekam einen russischen Kommandanten. Es war ein Professor, wohl mit Rücksicht auf die dortigen kostbaren Museen und Sammlungen bestimmt. Von diesem ersten Kommandanten konnte man bald sagen, daß er mit Verständnis die Bevölkerung behandelte — ein rigoroses Auftreten könnte ihm nicht nachgesagt werden. Diese russische Ortskommandantur war damals in der Schloßstraße Nr. 8 bei den Bädern untergebracht. Die Stadtverwaltung hatte die Räume des Hausfleißes bezogen. Da es jetzt darauf ankam, die Bevölkerung auch zu versorgen und bei gutem Gesundheitszustande zu halten, trat ein Rechtsanwalt Himmelreich Herrn Dr. Kuhna zur Seite. Er hatte mit seiner Frau bei seiner auf dem Scholzenberg wohnenden Schwiegermutter Zuflucht gefunden und widmete sich vor allem der Versorgung alter Menschen, richtete eine Volksküche ein mit dem Roten Kreuz für die von der Grenze Zurückflutenden, darunter auch vieler Soldaten, die keinen Weg nach Deutschland mehr hatten, unterstützte die Ausreise noch hier gebliebener Ortsfremder und gab den Ausreisenden bis Kohlfurt Begleitpersonen mit; die Fahrt dorthin dauerte damals mehrere Tage. Die Stadtverwaltung, von deren ersten Verfügungen aus dem Mai beim Verfasser einige Blätter sich erhalten haben, erließ nun auf Verlangen der Kommandantur die ersten Anordnungen. So verfügte sie am 10. Mai die Ablieferung der Radiogeräte, Schußwaffen, auch Jagd- und Kleinkalibergewehre, Brownings, alles einschließlich der Munition, aller

Hieb- und Stichwaffen, Degen, Seitengewehre, was offenbar schon am 9. Mai verfügt, aber nicht durchgedrungen war. An diesem Tage wurde auch die russische Uhrzeit eingeführt, also die z. Z. bei uns geltende Sommerzeit noch um eine Stunde vorgerückt. Alle noch vorhandenen Benzinvorräte und Treibstoffe und alle schon verlassenen Wohnungen sollten angemeldet werden. Am 16. Mai wurde die Steuerpflicht erneuert. In einer 4. Bekanntmachung unter dem 20. Mai wird die sofortige Abgabe aller Militärausrüstungen samt Stiefel, Feldstecher, Gasmasken, Reitersättel, Sporen, Trensen, Zügel, Militärdecken, ferner aller Fotoapparate, Fernrohre verfügt. Die schon gemeldeten Schreibmaschinen, sowie Telephongeräte (Ausnahmen nur für berufsständischen Gebrauch) mußten an einigen Stellen abgegeben werden, so am Kurhaus und in den Lagerräumen von Vogel, wozu Frauen zu stellen waren. Auch war eingelagertes Fremdgut anzumelden, ebenso alles Gastvieh. Preiserhöhungen wurden verboten. Die Einsetzung von Vertrauensleuten in jeder Straße zur schnelleren Bekanntmachung und zur Bestimmung für die Reinigung der Straßen mußte erfolgen. Da die Gasleitung wieder gefüllt wird, sollen die Hauptgashähne sofort geschlossen werden. Die Banken waren nach dem 8. Mai nicht mehr geöffnet worden. Überall waren auch die Straßensperren und Gräben bis hinauf zur Zinkenhöhe im Abbau durch Männer, die die Vertrauensleute bestimmt hatten. In Hirschberg hatte der Rechtsanwalt Dr. Walter Roth den Auftrag vom dortigen russischen Kommandanten bekommen, sofort eine Organisation zustande zu bringen, die unter seiner Leitung für Ordnung, Sauberkeit und Schutz der Bevölkerung sorgte, worauf sie notfalls bestehen konnte. Das kam in Warmbrunn-Herischdorf nicht zustande aus Mangel an dafür geeigneten Personen. Auf dem Scholzenberg war so etwas wie eine Straßenwache entstanden. Dort fanden sich einige Männer Abend für Abend zusammen, um den Familien und Nachbarn einen Schutz zu geben, gegen Raubtaten und Überfälle etwaiger einzelner russischer Soldaten. Wir kamen dann selbst erst lange nach Mitternacht zur Ruh. Am Tage waren die höher gelegenen Straßen den Soldaten zu abgelegen, während sie unten im Tal schnell einmal in die Häuser eindrangen. Doch hörten wir in den aufkommenden Nächten gellende Schreie zu uns heraufdringen.

In dieser Zeit waren auch bald vom russischen Militär Haussuchungen unter Unteroffiziers-Patrouillen zu 3 Mann vorgenommen worden, wobei sie nach Waffen suchten und nach Männern unter 50 fahndeten. Schließlich hieß es, diese sollten nach Schönau zu Aufräumungsarbei-

ten. In Wirklichkeit aber wurde um den 20. Mai ein sogenannter Adolf-Hitler-Marsch aus Stadt und Land daraus, bei großer Hitze und Entbehrungen. Dieser Marsch führte unter russischen Wachmannschaften ohne Verpflegung bis in die Gegend von Goldberg. Aus der Kolonne Austretende wurde dabei gleich niedergeschossen. Nach 2 Tagen entließ man die erschöpften und ausgehungerten Maschierer ins Hirschberger Tal zurück, wirklich ein frivoles Spiel der Rache oder des Sadismus an den Wehrlosen! Ähnliches scheint sich auch anderswo abgespielt zu haben. Daß die Russen aber auch einmal menschlicher handeln konnten, erlebte der Verfasser bei einer Hausdurchsuchung. Doch bald zogen die Russen ihre Truppen aus den Ortschaften zurück. Nach Licht und Gas kam auch die Hirschberger Talbahn wieder in Betrieb, aber nur bis Warmbrunn. Nach draußen waren wir wie eingemauert. Da der Boberviadukt am Hausberg gesprengt war, auch der Rohrlacher Tunnel durch Sprengung unbefahrbar gemacht worden war, gab es nach Ost und West keinen Verkehr mehr. Auch nach Löwenberg, also nach N. konnte m. E. nach nicht mehr gefahren werden. Nur der Weg nach Schreiberhau blieb offen, doch führte er zur Grenze, von wo weder Post noch Zeitung zu erwarten waren, auch kein Verkehr möglich war. So konnten auch die Ausreisewilligen nur mit Pferd und Wagen und gegen viel Geld nach Kohlfurt kommen. Mit dieser Abgeschlossenheit mußten wir uns abfinden, solange man Haus und Garten oder Wohnung hatte und unbehelligt blieb. Ein Denken über die unmittelbarste Gegenwart hinaus konnte keiner sich recht leisten, war man doch froh, Brot schon wieder zu haben und das, was der eigene Keller hergab. Dazu las man an Maueranschlägen, daß Stalin nicht gegen das deutsche Volk gekämpft habe und von diesem Volke nichts haben wollte. Das sollte sich bald als höchst trügerisch herausstellen. Jetzt aber sah man durch die Hauptstraße von Herischdorf in langen Zügen die Bauern mit ihren Mädchen auf großen Heuwagen über Hirschberg ins schlesische Land z. B. nach Berbisdorf zurückfahren, so daß das Dorf bald wieder 1200 Einwohner hatte, statt der alten Ortszahl an 1400.

In dieser verhältnismäßig ruhigen Zeit nach der Besetzung begann man aufzumerken, als von der russischen Kommandantur in Abständen zu drei Kommissär-Versammlungen eingeladen wurde, einmal ins Kino, zweimal ins Kurtheater. Hier war Politisches zu erwarten. Da suchte man uns von den Vorteilen der russischen Bauernsiedlung zu überzeugen, stellte uns auch das Leben des russischen Arbeiters in den Siedlungen um Moskau im vorteilhaftesten Lichte dar, vergaß aber

nur zu sagen, daß die Schnellbahnen zu diesen Vorortsiedlungen wie diese selbst erst Ausnahmen waren. Am Schlusse hatten die Deutschen Gelegenheit zu fragen und eigene Nöte vorzubringen. Es war beschämend, daß sich hierbei einige von uns in Beschuldigungen gegen eigene Landsleute ergingen und öffentlich ihre persönlichen Beschwerden vorbrachten. Das war selbst den Russen zuviel, die mit solcher schmutziger Wäsche der Deutschen nichts zu tun haben wollten und dieses Anschwärzen von sich wiesen. Die meisten Deutschen im dicht gefüllten Theater — ich erlebte es oben von der Galerie mit — widerte dieses Gebahren solcher Landsleute an, während wir über unsere geschickte und nicht unfreundliche Behandlung durch die Russen eher erstaunt waren. Nur machten uns gewisse Bemerkungen der Politruks stutzig, als sie erklärten, daß Deutschland mit Landabtretungen diesen Krieg sühnen müsse, und wenn ich mich nicht irre, wurde gerade auf Schlesien in diesem Zusammenhang hingewiesen. Einer dieser Vorträge war von einer geschickten, nicht unsympathischen Frau gehalten. Sie waren auch alle in gutem Deutsch gesprochen. Da die Abtretung von Schlesien hier aus dem Munde von Politruks zu hören war, fand diese Eröffnung noch keineswegs Glauben. Das war so etwas Ungeheuerliches, daß den heimatliebenden Schlesiern gegen alles Rechte und Gewohnte stand. Waren doch eben noch Gerüchte im Umlauf, daß zum 1. Juli mit Eröffnung der deutschen Schulen zu rechnen sei. Die vorhandenen Lehrer fühlten sich angesprochen, mit den Kindern nun nach der einjährigen Pause wieder arbeiten zu können. Selbst für die Aufbauschule schien an die Aufnahme des Unterrichts gedacht zu sein. Der Verfasser dieser Ausführungen bekam über die Stadtvverwaltung am 21. Juni die Aufforderung, die wertvollen Sammlungen und Unterrichtsmittel dieser Schule zu ordnen und zu sammeln, die durch das Lazarett und Einquartierung russischer Soldaten völlig verstreut und durcheinander gebracht waren.

Aber in diese Tage fielen auch schon die Versuche der seit Ende Mai eindringenden Zivilpolen, in unseren Heimatorten Fuß zu fassen. Sie hatten schon seit einiger Zeit Wohnungen oder Häuser geflohener Einwohner übernommen, wofür sie leicht beim Starosten in Hirschberg einen Erlaubnisschein erhielten. Aber es waren meist dunkle Existenzen darunter, die nur auf Gewinn ausschauten. Denn in Polen hatte man durch Maueranschlag aufgefordert, nach Schlesien zu gehen und sich dort niederzulassen, oder eine Erwerbsquelle zu suchen. Das selbe zeigte sich in Hirschberg. Auf dem Scholzenberg beobachtete man einen Fall, wo ein Pole ein Haus, das leer stand, sich hatte über-

tragen lassen. Dort häufte er nun aus anderen 5 verlassenen Häusern sein Lager an, von dem er von Zeit zu Zeit über Nacht volle Fuhrnen von Möbeln und Hausrat nach dem Osten schaffte. In den Nächten entwickelte dieses Haus einen lebhaften Verkehr. Nach wenigen Tagen der Ruhe setzte der Zurückgekehrte seine Tätigkeit fort. Ganz offen am hellen Tage sahen wir immer wieder Lastwagen auf Lastwagen von Schreiberhau und anderen Kurorten des Gebirges mit gestohlenen Betten und Möbeln aus den Kurheimen und Sanatorien durch unsere Hauptstraße nach Hirschberg und dem Osten fahren. Ein anderer Pole hatte sich in eine gut ausgerüstete Praxis mit allen Apparaten, wie Röntgen usw., einsetzen lassen. Das genügte ihm noch nicht, in Schreiberhau ließ er sich dazu ein Sanatorium übertragen und in dem nahen Gotschdorf oder Voigtsdorf noch einen Bauernhof. Einen anderen Weg gingen die Polen mit der Ortsverwaltung. Man ließ die nach dem 8. Mai eingesetzten deutschen Beamten arbeiten. Aus den dann eingedrungenen Zivilpolen war noch für Wochen keine Verwaltung zu schaffen. Doch in der zweiten Hälfte des Juni wurde die russische Kommandantur in Warmbrunn durch eine polnische ersetzt, anders als in Hirschberg, wo die russische bis zum 20. Juli blieb. Dies bekamen wir schnell zu spüren. Am Montag, dem 25. Juni um 10 Uhr eilte der Schreckensruf durch Warmbrunn, die ganze Ortsbevölkerung würde sofort ausgetrieben. Man hatte schon von vielen Ortschaften ähnliches vernommen, auf diese Weise sollte das schlesische Land aufs schnellste entleert werden. Die Anordnung erreichte den Verfasser bei seiner Arbeit des mühsamen Sammeln und Ordnen in der Aufbauschule. Dem noch vorhandenen russischen Kommandanten in Hirschberg war es dann zu danken, die Durchführung des Befehls verhindert zu haben. So entgingen damals noch die Warmrunner und Herischdorfer diesem Schicksal.

Inzwischen war das Eindringen der polnischen Zivilisten immer zahlreicher geworden. Was sie hier in den Orten trieben, nannten wir bald nur noch Zappzerap. Das war nichts weiter als Raub und Plünderung. Es war für sie jetzt leicht in Häuser einzudringen. Sie brachten sich oft gleich einen Milizsoldaten mit. Da war ein Widerstand nicht mehr möglich. Die Verwaltung hatten nun ganz die Polen übernommen, indem sie von heut auf morgen die Deutschen entließen, die sie zum Anlernen bisher hatten arbeiten lassen. Auch war es nun schon Ende Juli geworden. Da erschien der Anschlag an der Herischdorfer Apotheke. Darin wurde erklärt, das „urslavische“ Schlesien kehre nun zu Polen zurück, die Verkündigung war schon im April ausgestellt.

Der von mir dort auf der Stelle wortwörtlich abgeschriebene Erlaß hat den folgenden Wortlaut und wird allen Mitbürgern aus der Heimat und allen Lesern wichtig sein:

*An die Bevölkerung  
Niederschlesiens und der Brandenburger Südgebiete*

Die urslavischen von Polen durch den germanischen, imperialistischen Drang abgerissenen Gebiete sind dank dem siegreichen Vordringen der verbündeten Roten Armee sowie der heldenhaften Polnischen Armee für die Heimat zurückgewonnen.

Auf Grund einer Bestimmung des Ministerrats der Republik Polen übernehme ich die Stadtverwaltung auf diesen reinslavischen zurückerobernten Gebieten. Ich fordere die Bevölkerung zur loyalen und restlosen Unterordnung aller Verfügungen der polnischen Verwaltung sowie zur strikten Befolgung und Ausführung sämtlicher Anordnungen auf.

Jeder aktive oder passive Widerstand wird mit Gewalt gebrochen und die Schuldigen werden nach den Bestimmungen des Kriegsrechts bestraft. Die mit Gewalt und Hinterlist germanisierte slavische Bevölkerung wird von mir betreut und ihr die Möglichkeit gegeben, zum Polentum zurückzukehren, für das die besten Töchter und Söhne dieser urslavischen Gebiete geblutet haben.

Im April 1945  
w Kwjetnia

Der Beauftragte der Republik Polen  
für das Verwaltungsgebiet Niederschlesien  
Mag.st. Piaskowski

Die Deutschen erhielten in ihrer Heimat durch diesen Anschlag Kenntnis davon, was in Polen über das Schicksal Schlesiens geplant war und welch rechtloses Schicksal ihnen bevorstand. Wer unsere schlesische Geschichte nur etwas kannte, sah sich hier einer aller Wahrheit entbehrenden Begründung für die geplante Einfügung unserer Heimat in das Land Polen gegenüber. Dem Gedanken eines „urslavischen Schlesiens“ fehlt in der Wissenschaft der ganzen Welt jede Anerkennung. Auch ist bei diesem Anschlag nicht zu übersehen, daß er schon vor den Verhandlungen von Potsdam geschrieben ist und beweist die

schon während des II. Weltkrieges auftauchende polnische Forderung nach Schlesien und Pommern, wie es zu den Zielen jener Kreise gehörte, die man die „Westmärker“ nennt.

Der nächste Schritt erfolgte mit der Austreibung ganzer Straßen. Am 9. August wurde die Hornstraße geräumt. Die Bergstraße folgte am 13. August. In die letztere zogen Beamte oder Angestellte aus Hirschberger polnischen Verwaltungen. Meist gaben sie sich als Minister aus, denn es gab solche in der Stadt für alles und jedes. Bezeichnend war auch der neue Name der Bergstraße: ulica Partisanska, so daß wir vermuteten, daß auch die polnische Gestapo dazu gehörte. Meist verließ so eine Besetzung hier oder in anderen Häusern in der Weise, daß man abends in den neu besetzten Häusern in großer Zahl zusammenkam zu einem Gelage bis weit in die Nacht, um die Vorräte in den deutschen Häusern zu genießen. Nicht ohne Grund ging ein Wort bei uns um nach einer gefallenen polnischen Äußerung: Jedes deutsche Haus sei ein Warenhaus. Wir konnten aus der Ferne oder manchmal aus nächster Nähe beobachten, daß es nachts in den Straßen hoch herging. Vor allem waren diese Straßen selbst für uns überhaupt nicht mehr zu betreten. Als wir uns doch einmal in die Straße vom Felde her wagten, wurde schon bald über unsere Köpfe hinweg geschossen und als wir doch weiter eindrangen, trat man uns mit der Pistole entgegen, daß wir es vorzogen, ins Feld zurückzugehen. Ein Versuch, wenigstens mit der Frau des Mannes zu reden, der die Straße ausgeräumt hatte, verließ ergebnislos. Auf den Hinweis, daß es nun an der Zeit wäre, für Ordnung zu sorgen, wurde mit Kopfschütteln verneint. Auf den weiteren Einwand: also Haß, folgte heftiges Kopfnicken. Wir Bewohner der Straße hatten in weniger als 2 Stunden unser Haus verlassen müssen. In dieser kurzen Zeit hatte man nur noch wenig zusammensuchen können, weil immer ein Soldat mit der Waffe einen begleitete, selbst bis auf den Boden. Ein längst gepackter Handkoffer mit guten Sachen und unersetzblichen Familienandenken wurde hinter meinem Rücken sofort entwendet von einer Miliz, nur mühsam gelang bei einem Offizier die Herausgabe der Andenken. (Das Zusammensuchen gelang nur unter Bewachung bis auf den Boden). Auf einer Kindersportkarre brachten wir nur zwei Rucksäcke und einen Handkoffer für meine Frau- aber nicht die vorbereiteten Rucksäcke für die Töchter heraus. Nach dem Verschwinden des ersten, polnischen, sehr brutalen Ehepaars aus unserem Hause nach der Austreibung, gelang es uns eines mittags, unser Haus doch wieder zu betreten. Wir wurden auch nicht abgewiesen, erlebten aber von der polnischen Frau,

einer Akademikerin, allerlei Seltsames. So packte sie mit größter Ruhe vor unseren Augen unser Porzellan und Kristall in unsere Reisekörbe für sich ein, um es nach Krakau zu schicken. Sie wollte auch von uns wissen, wo unsere Betten und Teppiche geblieben seien. Meine Antwort war: das müsse sie die vor ihr eingedrungene polnische Familie fragen, die für die erste Plünderung verantwortlich zu machen sei. Auch diese Polin war noch nicht die letzte Bewohnerin unseres Hauses. Dies alles geschah, als wir nach der Kapitulation doch schon unter dem Völkerrecht der Haager Landfriedensordnung standen, welches jeden Eingriff in privates Eigentum verbot.

Mit dem zunehmenden Herbst hatten wir den Eindruck, daß man uns aushungern wollte. Doch nur wenige wollten die alte Heimat verlassen. Wem alle Lebensbasis durch die Plünderungen und Herauswurf abgeschnitten war, für den gab es schwere Entschlüsse. Wenn man mich fragen sollte, wovon habt ihr gelebt, so muß ich hervorheben, daß man mit der Hilfe des Nächsten und der Bauern rechnen durfte. Man erhielt auch festen Mittagstisch bei noch nicht aus der Wohnung Gewiesenen. Obst war eine seltene Frucht.

Mit dem 1. Oktober 45 hatte Polen etwas eingeführt, was es wohl damals in Europa nirgends gab: den freien Handel. Nun brauchte man nur Zloties. Wer noch in seiner Wohnung war, verkaufte Wäsche, Kleidung, Schmuck, Musikinstrumente, Nähmaschinen oder selbst die Eheringe. Es wurde alles gehandelt. Bekannte Deutsche waren meist die Vermittler oder auch Polen. Andere Deutsche versuchten zu Lebensmitteln zu kommen, indem sie den deutschen Bauern halfen bei der Kartoffelernte, wofür man sich am Abend einen guten Teil im Rucksack mitnehmen konnte.

Denn die Bauern wußten, daß sie diese Ernte doch nur für einen bei ihnen eingedrungenen „Cheef“ einbrachten. Pech war es dann, daß der ganze mühsam erstoppelte Vorrat gerade in diesem Augenblick einem Eindringling in der fremden Wohnung in die Hände fiel. Der Versuch, mit einem guten Wort doch noch diesen kleinen Vorrat für viele Wochen herauszubekommen, schlug fehl. Wir erfuhren dabei, daß auch die schlechteste Hose nicht wieder zu erlangen war, selbst wenn, wie in diesem Fall, es eine hartherzige Polin war. Solche „Cheefs“, so nannten wir es damals, wie bei unserem Bauer, gab es auch bei den deutschen Kaufleuten und Handwerkern. So erzählte uns der bekannte Kaufmann Z. in der Ziethenstraße, ein alter Geschäftsmann in den 60er Jahren, von seinem neuen „Cheef“, einem 21 Jahre

alten Polen, daß er täglich dreimal die Preise wechsle und ebenso oft das Geld abhole. Bald hatten die Bauern nicht nur einen, sondern zwei „Cheefs“ auf dem Halse, einer kassierte von Milch und Hühnern, der zweite von Feldfrüchten. Die Pana Dubienka, sie war die dritte Inhaberin in unserem Hause, handelte als Mensch und war zugänglicher, die einzige Polin, vor der ich damals den Hut abgezogen hätte. Es ist auch kaum nötig zu betonen, daß die für den 1. Juli erwartete Eröffnung der deutschen Schulen völlig ausfiel. Aber am 1. Oktober wurden unsere Schulen nur für die polnischen Kinder eröffnet. Daher kam es, daß die ausgetriebenen deutschen Schulkinder bei ihrer Ankunft in Westdeutschland einen Ausfall von zwei Jahren Schule hatten. Deutschen Eltern war es erlaubt, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Noch kurz vor Weihnachten suchte die polnische Verwaltung zu verhindern, daß deutsche Lehrer manchen Eltern halfen.

Hier ist der Ort einmal von dem Zusammenleben mit den Polen in unserer Heimat zu sprechen. Nach dem Anschlag von dem „urslavischen Schlesien“ wußten wir Bescheid, was uns zugesadcht war. Das hatte zur Folge, daß wir nun statt in Warmbrunn im polnischen Cieplice lebten, nahe Jelena Gora, dem alten deutschen vor 650 Jahren gegründeten Hirschberg. Nun mußten wir in polnischen Verkaufsläden ein und ausgehen, mit denen wir überschwemmt waren. Wo sonst wie in der Ziethenstraße, zwei Kaufläden bestanden hatten, waren es jetzt sieben. Manchmal wurde vorn im Haus wie hinten um Fleisch und Fett gehandelt. Schon das Betreten eines Ladens war entscheidend. Die Polen hörten den Morgengruß in ihrer Sprache gern, unterließ man das oder grüßte man deutsch, so konnte man lange auf Bedienung warten. Überhaupt legten sie Wert auf die Achtung ihrer Muttersprache. Schon vor Wochen hatte ein größerer Kreis bei einer Ober-Schlesierin polnische Stunden genommen. Als aber die Polen das Zappzerap nur noch verstärkten, erklärten die meisten, mit diesem Volk, das keine Ordnung achte und befolge, wollten sie nichts zu tun haben und seine Sprache schon gar nicht lernen. Das war die natürliche Reaktion dieser Zeit, und die war hier verständlich. Bald wurde es immer unsicherer auf der Straße, dazu hatten die Deutschen stets eine weiße Armbinde zu tragen und waren schon von weitem erkennbar. Zivilpolen maßten sich ohne weiteres auf der Straße das Recht an, den Deutschen zu durchsuchen und in die Taschen zu greifen oder zogen ihnen die Anoraks mit einem schlimmen Begleitwort aus. Der Deutsche mußte jede, auch die unflätigste Beschimpfung hinnehmen und das, nachdem nun eigentlich der Krieg zu Ende sein

sollte. Nachdem die Polen angefangen hatten, uns aus den Häusern, zu treiben, wobei sie immer nach einem Badezimmer aus waren, hatte der Verfasser nach viermaliger Austreibung im sogenannten deutschen Getto Zuflucht gesucht. Doch fand dieses Getto, das für die ausgetriebenen Deutschen sein sollte, bald Anreiz für die immer noch einströmenden Zivilpolen. Sie hatten offenbar herausbekommen, daß diese Siedlung an der Reibnitzer Chaussee und besonders in der Herzogstraße meist mit den bekannten Ehestandsdarlehen der NS-Zeit recht gut eingerichtet war. Nun wurde das Leben im Herbst und Winter 45/46 dort sehr unruhig. Wir hielten die Häuser verschlossen und verfolgten solche auftauchenden Zivilpolen auf Schritt und Tritt aus versteckter Beobachtung. Doch hatten sie schließlich Erfolg oder kamen gleich mit Milizern, die den Eingang erzwangen oder die Wohnung aufbrachen. Da spielte sich in der Herzogstraße die Geschichte mit dem Trockenpflaumensack wenige Tage vor Weihnachten 1945 ab, die unbedingt als eine von manchen erzählt werden muß. Es war ein Pole, der sich in Gotschdorf einen Bauernhof hatte geben lassen, bei einem alten Ehepaar über uns eingedrungen und hatte es aus der Wohnung ausgetrieben. Wir hörten aber jede Nacht das Räumen und Einschleppen über uns von einem Gefährt aus. Selbstverständlich konnte keiner von uns Licht machen, sonst wäre man durchs Fenster eingestiegen. Schließlich kam vor Weihnachten ein Tag, da hielt im Dunkelwerden vor 6 Uhr ein großer Bauernkastenwagen vor dem Haus. Die anderen Bewohner, meist die weiblichen, waren gezwungen worden das aufgehäufte Waren- und Möbellager herunterzuschleppen und auf dem Wagen zu verstauen, doch war nach der Abfahrt im Schnee ein Sack mit Pflaumen liegen geblieben, den ein gegenüber wohnender Nachbar später aufgenommen hatte. Nach zwei Tagen erschien der ehemalige Lieutenant wieder und erklärte, daß ein Pflaumensack fehle und verlangte — es war der 20. Dezember, wie ein Tagebuch in der Familie es festgehalten hat — bis zum nächsten Morgen um 8.30 Uhr die Herausgabe des Sackes. Das gab natürlich gewaltige Unruhe im Haus. Man stellte fest, daß auch von anderen der Sack gesehen worden war. Auch bekannte sich der Nachbar dazu, ihn aufgehoben zu haben und war sofort bereit, ihn herauszugeben. So bekam der Pole am anderen Morgen den Sack. Am nächsten Tag erschien wieder der Pole. Er verkündete, daß 15 Kilo an dem Gewicht des vollen Sackes fehle, der 25 Kilo gefaßt habe. Er verlangte, bis morgen 2.30 Uhr nachm., die fehlende Menge an Pflaumen oder 3000 Zloty in bar, andernfalls würde morgen die ganze Straße herausgeworfen. Wenn wir auch alle

die Angaben über Inhalt und fehlende Menge bezweifelten, so standen wir nun vor dieser Zwangsforderung. Ein Vorschlag des Nachwiegens hatte gar keine Aussicht, auch war dies jetzt zu spät. An der Durchführung konnten wir schon überhaupt nicht zweifeln. Da kamen wir zu gut die Polen. Aber wir wollten verhindern, daß die vielen deutschen Familien unmittelbar vor dem Fest und nun gar im tiefen Winter auf die Straße gesetzt würden. Wie aber die für unsere damalige Lage ungeheuere Summe aufbringen? Im Laufe des Abends kamen wir überein, durch die Familien der Straße zu gehen und von jeder Familie einen Beitrag von 30 Zloty zu erheben. Auch der Verfasser übernahm eine Reihe von Häusern und hat bis zum nächsten Morgen 600 Zl. gesammelt. Das war ein mühsames und trauriges Geschäft, weil in diesen Tagen viele Frauen in der Straße mit großer Mühe sich durch Verkauf von Wäsche oder Hausrat je 200 Zl. besorgt hatten, um ihre Männer auszulösen, die schon im Oktober in die Tschechei zur Zwangsarbeit im Holze verschleppt wurden unter der völlig fadenscheinigen Beschuldigung, Hakenkreuze an die Kellerdecke gemalt zu haben. Welche Qual für die Frauen, dieses Lösegeld nun angreifen zu müssen! Dieser Abtransport aus unseren beiden Orten wurde jetzt zufällig dem Verfasser von einem ebendorfthin zur Arbeit Verschleppten bestätigt. Dieses Geldsammeln hatte einem der Männer damals die Verunglimpfung eingetragen, als wäre das Geld in eigene Tasche geflossen. Vom Leiter unserer Kommission wurde ihm noch in den 50er Jahren die wahrheitsgemäße Ablieferung des Geldes bestätigt. Am Mittag hatten wir 2300 Zl. beisammen, die noch fehlenden erbot sich der Finder des Sackes mit Hilfe von Kameraden zu erlegen. So hatte am Nachmittag des 23. Dezember die Sache mit dem Polen geregelt werden können, und unserer Straße war die Weihnachtsruhe noch einmal gerettet.

Vor dem Herauswerfen waren wir alle aber niemals sicher, es sei denn, wo die Polen Wert darauf legten, bei Deutschen zu wohnen und sich von ihnen beköstigen zu lassen. Da war des Bleibens noch für einige Zeit gesichert, sehr zum Vorteil für unsere Leute, die nun auch aus eigenem Besitz sich Zl. besorgen konnten bis zur endgültigen Vertreibung. Wir hatten nämlich auch die Wahrnehmung gemacht, daß kein Pole ein Haus betrat, in dem schon einer saß. Uns schienen die Polen untereinander sehr mißtrauisch zu sein. Das fand ich bestätigt, als ich bei einer deutschen Bäuerin in ein Gespräch geriet, wobei ein Pole deutlich erklärte, man müsse erst wissen, ob man es mit einem guten Polen zu tun habe. Eine solche Unterscheidung

würde man im Westen wohl kaum finden. Wenn man am Morgen von Hause fort ging, wußte man aber nie, ob man die eigene Ehefrau beim Zurückkommen in der alten Wohnung wiederfand. Auch auf der Straße war man nicht sicher, wie es einer noch jüngeren Berufsschul-Lehrerin erging, die gute Tricotskihosen trug. Ein Pole hatte es darauf abgesehen, er verlangte sie sofort. Es gelang ihr nur, diese gewaltsame Entkleidung hinter einer Haustür vorzunehmen. In diese Zeit fiel eine der Geschichten voller Unsicherheit. Es handelte sich um einen russischen Major mit seinem Burschen, die beide auf ihrer Dienstfahrt zu einem Regiment zu später Stunde durch Warmbrunn kamen und sich selbst ein Nachtquartier suchten. Nicht weit vom Bahnhof klopfte der Major am Hause einer uns befreundeten Lehrerin und bat höflich um Unterkunft, die ihm gewährt wurde. Er ließ zum Dank durch seinen Burschen Brot und Wodka auftischen. Man saß so bis in die Nacht mit den Gastgebern zusammen, wobei eine junge Oberschlesierin dolmetschte. Am anderen Morgen bat der Offizier, man möge ihm das junge Mädchen mitgeben; er wolle dafür sorgen, daß die Angehörigen immer zu essen hätten und nicht hinausgeworfen würden. Natürlich wurde das Ansinnen abgelehnt. Der Russe hatte sich überschätzt; die Polen hätten nicht ein Wort von ihm anerkannt, sondern im Gegenteil die Familie sehr schikaniert, da sie ein gutes Auskommen von Deutschen und Russen in diesem ihrem Machtbereich nicht gern sahen.

Die Unbehaustheit, Recht- und Würdelosigkeit, in der wir lebten, zeigte dann ein polnischer Anschlag vom 22. Oktober 1945, der die Abgabe aller Sportsachen verlangte: Skier, Schlittschuhe, Sportbälle, Sportgeräte, Sportkleidung, und was kaum noch verwunderlich war, auch die Sportpreise, Sporturkunden, Sporttagebücher und Wanderbücher. Der Verfasser hatte von diesem Anschlag die Überzeugung, daß hier mit der letzten Forderung auch das Persönlichste, gleichsam die Seele, dem Deutschen abverlangt werden sollte, denn dies waren Dinge, die für keinen Fremden einen Wert haben konnten. Ich hörte dann auch, daß diese Dinge nicht abgeliefert, sondern vom Besitzer selbst ins Feuer geworfen wurden. Die Frage liegt nahe, wovon wir, die wir in Schlesien aushielten, eigentlich lebten. Wie schon erwähnt, hatte sich seit dem 1. Oktober ein viel benutzter Tauschhandel ergeben. Zugleich wurde ein freiwilliger Fortgang verhindert. Wir fühlten uns von aller Welt abgeschieden. Zeitungen gab es nicht zu kaufen. Nur gelegentlich lief eine Zeitung durch alle Hände, die auf unbekannte Weise den Weg hierher gefunden hatte. Dafür ging eine tägliche

Flüsterpropaganda von Mund zu Mund, vielleicht bei irgendeinem Radio abgehört. Das sah dann etwa so aus: ein Hohenzollernprinz werde die englische Königstochter heiraten. Das gab uns Mut, oder: Einmarsch der alliierten Truppen zur Besetzung Schlesiens. Es kam auch keine Nachricht von eigenen Verwandten durch. So lebte man von Tag zu Tag, meist nur darauf bedacht, daß der nächste Tag zu essen vorfand. Umso mehr hatte sich der Zusammenhalt der nächsten Menschen und Angehörigen zu bewahren. Doch gab es einmal auch eine Zeit bei uns, wo ich und die Meinen sich nie sicherer dort gefühlt hatten, als unter unserem sogenannten polnischen Leutnant, ein anderer, als der vorerwähnte. Das war er zwar nicht mehr, doch lief er immer noch in seinem Offiziersmantel herum. So war er auch nach Schlesien gekommen von seiner Heimat Westgalizien. Er brach eines frühen Nachmittags am 5. Januar 1946 mit einem Milizsoldaten gewaltsam bei uns ein, sah gleich, daß bei uns nichts mehr zu plündern war, drang gleich zu unserer Wirtin durch, die eine Sudetendeutsche war. Da sie tschechische Ehepapiere hatte, riet ich ihr vor Monaten, die tschechische Fahne herauszuhängen. Das hatte ihr bis zu diesem Tage genützt: sie flog heraus, zu uns ins Zimmer wurde ihr Bett geschoben. So teilte sie mit uns eine Zeit lang das Zimmer. Abends fand das übliche Festessen mit anderen Polen statt mit Wein und viel Getöse und Tanz weit in die Nacht hinein, bis auf ein Klopfen die Order erging: Frau soll kommen. Das galt unserer Einquartierung. Da sie vor Angst zitternd im Bett lag, trat meine couragierte Frau an ihre Stelle und räumte in den Nebenzimmern ab und wusch auf. Das muß den Polen Achtung eingeflößt haben. Sie kamen nach einiger Zeit wieder und brachten nun sogar Essen für unser Zimmer mit. Von diesem Augenblick an hatten wir völligen Schutz, solange der Leutnant in der Wohnung blieb. Und das dauerte eine ganze Zeit. Es fiel kein Scheltwort und keine Unhöflichkeit. Und doch ging der Ruf von ihm in der Siedlung, daß er in der Nachbarschaft schlimm gewütet haben sollte. Er holte aus Galizien Angehörige, es waren Schneider. Sie kauften deutsche Nähmaschinen auf und brachten die 10 abmontierten Köpfe nach Osten.

Eine andere Beobachtung an den Polen, die schon bald bei uns Anstoß erregt hatte, fand ihre eigene Erklärung. Jeder deutsche Hausbesitzer läßt seinen Besitz einzäunen. Unseren Polen aber hielt bald kein Zaun mehr stand, auch wenn er einbetonierte Pfosten hatte. Es war so auffallend, daß alle Zäune eingedrückt waren, so daß vor Weihnachten der Befehl erging, die Zäune wieder herzustellen. Empfand dies Volk das als Grenze seiner Freiheit?

Inzwischen erlebten wir im November die Feiern auf die Rote Armee und auf die Sowjetrevolution. Da waren wochenlang die Führer der USSR, Stalin und Marschall Schukow in übermenschlicher Größe in Bunt gemalt am Schloß zu sehen. Ein Warmbrunner Kunstmaler hatte sie malen müssen und zwar mit seinen eigenen Künstlerfarben. Das Entgelt dafür: er durfte jeden Tag im Kasino sich satt essen, aber an seine Frau wurde nicht gedacht. Dies alte ehrwürdige Schloß war ausgeräumt und geplündert. Es diente zunächst als Seuchenlazarett bis 1. Januar 1947. Unser Heimatland war in diesem Jahr ein anderes Land geworden. Den Menschen war alles genommen, was ihnen einst gehört hatte: das Haus, die Wohnung, der Garten, sämtliches Eigentum, aber auch die Freiheit, die eigene Lebenssicherheit, ja die Natur, in die man sich nicht ergehen konnte, auch die eigene Sprache galt nichts mehr in diesem Land, es war ein totes Land für unser Empfinden und doch wollten wir uns nicht von ihm trennen. Auch habe ich oft das Gefühl gehabt, als wandelten wir am Rande eines Abgrundes.

Doch es gab etwas, das man uns nicht aus der Seele rauben konnte. Das waren Glaube, Bibel und Kirche.

Das folgende Grußwort vom 20. Mai 1945 aus den ersten Wochen nach der Kapitulation fand sich auch unter des Verfassers Papieren und ist höchst bemerkenswert und wichtig, da es wie kein anderes Schriftstück aus dem Jahre 1945 die unmittelbare Lage der evangelischen Christen in Schlesien erkennen lässt. Es wurde als die erste Äußerung der neuen Kirchenleitung von der Warmbrunner Gemeinde mit großer Dankbarkeit aufgenommen.

Pfingsten  
20. Mai 1945

*Grußwort der Evangelischen Kirchenleitung  
der Kirchenprovinz Schlesien an die Brüder im Amt*

„Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen.“

Liebe Brüder, wir grüßen Euch mit dem Wort des Herrn aus dem Evangelium des 1. Pfingsttages, Joh. 14, 27: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Lasset uns zuerst Gott von Herzen danken, daß wir in unseren so schweren und leidvollen Tagen dieses Wort des Herrn hören dürfen, daß er mitten hinein in unser Erschrecken und unsere Furcht seinen Trost, in unsere Friedlosigkeit seinen Frieden schenken will. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Wir möchten da wohl fragen: „Lieber Herr, wie sollten wir nicht erschrecken und uns nicht fürchten vor all dem, was unter uns geschehen ist und was nach unserer menschlichen Einsicht noch bevorsteht und auf uns zukommt gleich einer gewaltigen uns alles verschlingenden Woge?“ Unsere Heimat ist weithin verwüstet, unsere Gotteshäuser sind zerstört. Viele unserer Brüder und Schwestern haben alles, auch die, die ihnen die Liebsten waren, dahingeben müssen. Unzählige Familien sind getrennt und wissen nichts voneinander. Wie viele derer, die Gott in unserem Amt uns anvertraut hat, sind in alle Winde zerstreut. Friede- und freudelos treiben wir in einem Meer von namenlosem Leide. Gott hat im Augenblick des Zornes sein Angesicht vor uns verborgen. Es ist sein Gericht über unsere und unseres Volkes Sünden, das uns jetzt getroffen hat. Dieser Hintergrund gibt in allem Vordergrund des jetzigen Geschehens unserem Erschrecken seinen Ernst und seine Tiefe. Das Wort des Propheten Jeremia 2, Vers 19 gilt auch uns: „Es ist deiner Bosheit Schuld, das du so gestäupt wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst, also mußt du inne werden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen u. ihn nicht fürchten, spricht der Herr Zebaoth“. Es ist ja wahr, wir haben Menschen, Dinge und Mächte mehr gefürchtet als Gott den Herrn, wir haben zu Unrecht und Gewalttat geschwiegen, wo selbst die Steine schrieen. Wir haben auch hier in unserer schlesischen Kirchenprovinz den Frieden, den die Welt gibt, für höher geachtet als den Frieden Jesu Christi. Wahrlich, wir haben allen Grund, uns zu fürchten und zu erschrecken, denn unsere Sünden haben uns in Gottes Unfrieden gestoßen.

Aber liebe Brüder, nun geschieht das unausdenkliche Wunder. Als den in tiefster Seele Erschrockenen, als den in letzter Furcht sich Fürchtenden ist uns das gesagt: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“, denn Er, Jesus Christus, unser Herr, ist mit seinem Leib und Leben zwischen uns und Gottes Zorn getreten und hat uns um den Preis seines heiligen teuren Blutes dem Unfrieden mit Gott entrisen. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.“

Es ist ja Gottes verborgene Gnade mitten im Gericht dieser Tage, daß er uns den Frieden der Welt leid werden läßt, um uns reif zu machen für seinen Frieden, der höher ist, als alle Vernunft. Das ist die Herrlichkeit von Pfingsten, daß der Gott, der in Christus ein Gott mit uns und für uns ist, auch ein Gott in uns sein will. Gottes heiliger Geist, der werte Tröster, macht den Frieden, der der Friede Jesu Christi ist, auch zu unserem Frieden. Lasset uns füreinander und miteinander darum beten, daß der Friede Jesu Christi uns in einer Christus allein bekennenden Kirche zusammenschließe und unsere Herzen und Sinne bewahre und bewache gleich einer steilen Mauer, an der sich Furcht und Grauen brechen müssen. Liebe Brüder, wenn wir von der Bekennenden Kirche aus, zu der sich alle in Breslau verbliebenen Geistlichen rechnen<sup>1)</sup>, als Leitung der schlesischen Kirche reden, dann darum, weil wir uns von Gott zu diesem Dienst berufen wissen. Es haben auch alle mit maßgebenden Stellen geführten Verhandlungen mit Deutlichkeit die uns geschenkte Erkenntnis bestätigt, daß der Weg der bisherigen Kirchenbehörden zu Ende ist. Wir wollen alle unsere Arbeit als Leitung der Kirche tun in der vom Herrn erbetenen Verbundenheit des Glaubens und der Liebe mit Euch unter der Jahreslösung: „Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“

gez. Hornig

In der Kirche fanden wir uns selbst wieder. Sie bot uns alles, was uns aufrecht erhielt. Die Kirche wurde Mittelpunkt unseres Daseins, wie kaum in anderen Zeiten. Nach dem frühen Weggang unseres so geachteten Pfarrers Krause erhielten wie gleich in Pastor Werner Schmauch einen Nachfolger. Er war mit seiner Gemeinde Weigelsdorf hinter Breslau vom rechten Oderufer geflohen und hatte in Herischdorf mit seiner Familie bei seinen alten Eltern Zuflucht gesucht. Er hat uns mit seinen Predigten über diese schwere Zeit geholfen. Mit ihm standen noch weitere 5 Geistliche auf unserer Kanzel. Das waren Kirchenrat Than aus Breslau, der in Warmbrunn lebende Pastor im Ruhestand Butenhoff, die Pfarrer Beerbaum, Knuth und Vikar Vogel. Wem werden nicht noch die Wochenabschlußpredigten des alten Than im Gedächtnis sein? Wer singen konnte oder Musik trieb, bot seine Kräfte der Kirche dar. Der Kirchenchor unter Kantor Kreutziger,

<sup>1)</sup> Die in Breslau verbliebenen Pfarrer sind: Berger, Konrad, Büchsel, Oertel, Meyer-Fredrich, Eitner, Bartels, Reinhardt, Leder, Fränkel, Vikarin Dietze und Vikarin Grauer sowie der Unterzeichnete.

dann nach seinem Weggang ersetzt durch den Breslauer Orgelmeister von St. Maria-Magdalena, Gerhard Zeggert, der auch nach dem 8. Mai hier festgehalten wurde, probte 2 mal wöchentlich und sang in jedem Sonntags-Gottesdienst. Darüber hinaus hatte Herr Zeggert seit dem Juni 1945 bis zu seinem Weggang im März 1946 25 Orgelkonzerte mittwochs gegeben, wobei diese Stunde mit dem Chor und der Instrumentalmusik von befreundeten Musikern und Dilettanten noch bereichert wurde. Am Todestage Luthers, am 17. März 1946, getraute sich der Orgelmeister sogar, Mozarts Requiem nur mit den örtlichen Kräften zu geben, das dann noch einmal wiederholt werden mußte. Zu beiden Aufführungen hatten, wie jeder Hiesige, auch zahlreiche Polen ihr Eintrittsgeld von 20 Zloty bezahlt. Bei der zweiten Aufführung am Sonntag, den 24. März 1946, erfolgte plötzlich um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr nachmittags eine schwere Explosion in unmittelbarer Nähe der Kirche, daß die Kronleuchter mit ihren gläsernen Prismen klirrten. Was war geschehen? Im verschlossenen Tennishäuschen im Kurpark hatten polnische Kinder Tellerminen vom Kriege her entdeckt und eine Mine entzündet. Dabei wurde eines der polnischen Kinder getötet. Als die Besucher des Mozart-Requiems später die Kirche verlassen wollten, erwartete sie ein aufgeregtes Spalier von Polen mit ausgerissenen Zaunlatten, an denen sich noch die Nägel befanden; sie schlugen auf die Deutschen ein. Das traf auch die Tochter Zeggerts, die eben im Requiem das Kyrie gesungen hatte. Auch wurden die Deutschen, die aus den Vorderportalen die Kirche verließen, zur Unglücksstätte getrieben und mit Erschießen jedes Zehnten bedroht. Andere Polenkinde brachten eine hinkende alte Dame im Park zu Fall. Diese beiden Wiedergaben des Requiems waren übrigens die letzten musikalischen Großaufführungen in Schlesien. Der Leser dieser Darstellung wird zustimmen, daß die Gemeinde mit ganzer Seele dieses Kirchenleben trug, das zeigte auch der sonntägliche Besuch unserer evangelischen Kirche. Immer stand der Opferbrotkorb unter der Kanzel und füllte sich für die vielen Bedrängten unter uns in dieser Zeit, dazu für die Witwen und Rentner. Nun muß man sich aber auch vorstellen, daß schon der Weg zu den Chorproben, wie zum Gottesdienst, keineswegs immer glatt verlief. Da hieß es in unseren Proben so manches Mal, der oder jener blieb aus, weil er weggeschnappt worden war. Am Ostersonntag rief mich auf der Straße der alte Bauer Krebs noch in seinem Kirchenrock von einem Lastwagen herunter an, doch seiner Familie Nachricht zu geben, daß er zur Arbeit weggefahren würde und erst vor Nacht zu erwarten sei. Das kam auch vor, daß zur Kirchzeit ein Lastwagen früh vor der kath. Kirche, dann vor der evang. Kirche

hielt und gleich Kirchenbesucher nach der Kirchzeit auflud. Mit Scham wurde von den Katholiken vermerkt, unter Führung von polnischen Nonnen mit Kindern habe man den kath. Kindergarten ausgeraubt, dann den der Evangelischen. Doch alles das konnte unsere Freude an der Kirche nicht stören. Wir gingen in die Kirche und zu den Chorproben und sangen sonntags und mittwochs, kamen vielfach auch zum Frühgottesdienst. Wenn hier nur von dem Kirchenleben der Evangelischen erzählt wird, so nehme ich als sicher an, daß auch die kath. Gemeinde eng zusammen geschlossen blieb in dieser Zeit so großer Bedrängungen. Immer wieder sah der Alltag anders aus. Damals begann schon der Eingriff in die Ruhestätten unserer Toten, der dann oft empörende Formen annahm, wie das Ausgraben und Berauben der Toten, Verwüstung der Grabstätten und das Verschleppen der Grabsteine und der eisernen Einfassungen nach Polen. Doch soll nicht übergangen werden, daß öfters Polen auch in die evangelische Kirche kamen und dort kniend ihre Andacht verrichteten. Unvergeßlich aber wird allen Evangelischen unsere letzte Weihnachtsfeier am 24. Dezember 1945 sein. Da gab es auf Bänken und Treppen im leuchtenden Raum der Kirche bis in die obersten Emporen keinen Platz mehr zu finden. Erhellt von 2 Weihnachtsbäumen und den Kronleuchtern strahlte unsere Kirche, mit einer großen Mooskrippe, auf der Krippenfiguren aus der Warmbrunner Holzschnitzschule standen und davor der nun schon gewohnte Opfergabenkorb für unsere darbenden Mitbürger. Als lange hier nicht mehr geübter niederschlesischer Brauch war in die Feier eingefügt der Gesang des alten reformatorischen „Quem pastores laudavere“ durch vier Kinderchöre aus vier Winkeln des Kirchenraumes. Der Ortsgeistliche, Dekan Schmauch, predigte über die Plagen der bedrängten Juden im Ägypterland und rief seiner Gemeinde hiermit aus ähnlichem Geschehen Trost in ihrer jetzigen Lage zu. Man ging aus der Kirche nun zu der Familienfeier des Christabends, auch wenn die Polen gedroht hatten, unsere Feier zu stören. Auch in Herischdorf folgte noch einige Tage später eine Gemeindefeier. Am 14. April 1946 hielt die Kirchengemeinde eine Konfirmation ab, wie auch das Osterfest mit der gewohnten Morgenfeier auf dem Friedhof bei den Gräbern der Gefallenen des I. und II. Weltkrieges begann und noch einmal gefeiert werden konnte.

Eine neue schlesische Kirchenleitung hatte sich inzwischen noch im Jahre 1945, wie bereits erwähnt, bilden können. Das alte schlesische Konsistorium verließ Ende Januar 1945 Breslau vor der Einschließung durch die Russen. Die dort zurückgebliebenen Geistlichen schlossen

sich als Bekennende Kirche zu einem Notregiment zusammen, welches nach der Kapitulation von den Besatzungsmächten, besonders der Polen, als Kirche von Nieder- und Oberschlesien anerkannt wurde. Sie konnten sich als neue Kirchenleitung betrachten. Durch Entsendung zweier Mitglieder, Konrad und Milde, versuchte sie, mit der Evangelischen Kirche in Deutschland im Reich Fühlung zu bekommen. Sie kamen im August 1945 gerade zur rechten Stunde dort an, um auf der Synode zu Treysa die Lage unserer Kirche in Schlesien bekanntzugeben. Nach ihrer Rückkehr im September brachten sie das Wort von Treysa mit und hatten im Westen die Zusage erhalten, daß man sie in ihrer nahezu vereinsamten Lage nicht allein lassen werde. Auch in Warmbrunn wurde das Wort von Treysa bekanntgegeben. So kam es der Breslauer Kirchenleitung darauf an, aus den Resten der Evangelischen Kirche in dem zu  $\frac{3}{4}$  zerstörten Schlesien den Neuaufbau ihrer Kirche zu beginnen. Denn von den etwa 800 Geistlichen vom Jahre 1939 waren nur noch 200 im Land, zu denen noch 50 Rückkehrer aus dem Westen nach Osten durchkamen. Die Übrigen waren zum Teil mit ihren Gemeinden auf den Trecks nach dem Westen gegangen, oder durch die Kampfhandlungen vertrieben worden. Mit diesen 250 Pastoren war das schlesische Land nicht zu versorgen. Die Kirchenleitung faßte den Plan, die Kirchenkreise zu größeren Gebieten zusammen zu fassen. Dekanate sollten errichtet werden, wie es vordem Generalsuperintendenten gab, um Visitationen in den weiten Gebieten vorzunehmen. Besondere Bedeutung fiel dem 2. Ephorenkonvent von Schweidnitz<sup>1)</sup> vom 19.—22. März 1946 zu, der die Erklärung von Barmen den evangelischen Glaubensbekenntnissen zufügte mit einhelliger Zustimmung der Superintendenten unserer schlesischen Kirche. Hier setzte Präses Hornig Pastor Lic. Dr. Ulrich Bunzel zum Dekan von Mittelschlesien ein. Es erinnert an die urchristliche Zeit, wenn das Wort der Apg. 20,28 bedacht wird. Drei Tage später erschien Präses Hornig in Bad Warmbrunn, um den Dekan für das Gebiet von Niederschlesien einzusetzen: Pastor Lic. Werner Schmauch war, ähnlich wie Dekan Bunzel, vor seiner Einsetzung erst aus der Haft freigekommen. Beide waren von den Polen festgesetzt worden, da inzwischen die Warschauer Regierung anderer Meinung über den Aufbau einer freien deutschen Evangelischen Kirche geworden war.

<sup>1)</sup> abgedruckt ist der Bericht darüber in: Der Bruderrat der Evangelischen Kirche in Deutschland. Informationsmaterial, 3. Folge — Schwäb. Gmünd.

Zur Einführung des Dekans war ein Gottesdienst auf 2 Uhr nachm. angesetzt, zu dem um 1 Uhr bereits die Gemeinde zusammengerufen wurde. Es waren aus einigen umliegenden Dörfern die Geistlichen zugegen, und eine überfüllte Kirche wurde Zeuge dieser Einführung. Vor dem Altar, der wie die hohe freistehende Kanzel mit der feiertäglichen roten Decke belegt war, saß im Halbkreis die anwesende Geistlichkeit. Präses Hornig legte nach einer Intrada des Orgelmeisters Zeggert und einem Vers vom Liede: „Komm, heiliger Geist“ seiner Ansprache Matth. 20, 27—28 vom Dienst des Heilandes zu Grunde. Es gelte heute um ein höheres Amt des Kirchenregimentes, an dem der neue Dekan bereits seit Juni 1945 am Notregiment in Warmbrunn teilgenommen habe. Ihm werde jetzt ein Außergewöhnliches auferlegt: auch im nördlichen Schlesien von Waldenburg bis Glogau, und von Grünberg bis zur Görlitzer Neiße die geistliche Versorgung der Gemeinden wieder herzustellen. Für dieses große Gebiet werde ihm nun die Bestätigung übertragen. Der Dekan von Mittelschlesien Lic. Dr. Bunzel stellte ihm die Frage, ob er nach dieser Weisung handeln wolle. Auf die Antwort: Ja, ich will es tun und wagen, legte er auf Bibel, Bekenntnis und die 6 Barmer Erklärungen den Eid ab. Ihm wurde nun die Bestätigung im Amt des Dekans von Niederschlesien zugesprochen. Der Kirchenchor schloß die Einführung mit dem Gesang: „Ein Haus voll Glorie“ ab.

In der gleich folgenden Predigt des neuen Dekans stellte dieser sich unter das Wort der Offenb. Joh.21,5: „Siehe, ich mache alles neu!“, das er zuerst auf sich bezog als Ziel seines Verhaltens gerade im Augenblick der großen Unruhe und Katastrophe dieser Zeit, die ihm den völligen Verzicht auf das Vergangene abverlange, wozu er sich die Hilfe und Ermahnungen aller Amtsbrüder in seinem neuen Amte erbat. Er forderte Buße bei sich und allen Mitchristen. Dazu bat er um die Gnade eines reinen Herzens, um die Gemeinden aus der großen Katastrophe führen zu können und auf den Weg der Vollendung zu bringen — ein neuer Mensch zu werden, wie es im Wunder der ersten Christengemeinde geschehen ist. Dem setzte er das Erlebnis unseres Volkes im Untergang dieser Zeit gleich. Darin ist wieder die Rückkehr und Wendung zu Christus als dem Eckstein möglich, wie es geschehen war auf dem Konvent der Ephoren zu Schweidnitz durch die Anerkennung der Barmer Thesen. Ein solches Neuwerden kann im Leben des Christen geschehen durch den Empfang des Heiligen Abendmahles, wie es auch in der Zelle des Konzentrationslagers zu Dachau Pastor Niemöller im Beisein des holländischen Kriegsministers

am Heiligen Abend 1944 mit seinen Mithäftlingen aus aller Welt in großer Zahl vollzog. In solchem Verhalten und Glauben schloß nun auch Dekan Schmauch seine Amtsbrüder und die große Gemeinde in der Warmbrunner Kirche zusammen und reichte mit zwei assistierenden Brüdern das heilige Abendmahl unter den Gesängen: „Gelobet seist du, Jesus Christ“, und „Christ lag in Todesbanden“. Das Abendmahl schloß mit Vers 5 von: „Aus tiefer Not“. Vom Orgelchor herab sang die junge Ingeborg Zeggert das Kyrie aus dem Requiem von Mozart. Die feierliche Stunde endete mit dem Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott.“

Der Präses der Kirchenleitung Hornig gab als Abschluß dieser Feier noch einen großen Bericht über die derzeitige Lage der evangelischen Kirche in Schlesien. So hatte es sich ergeben, daß der festlichen Bet-hauskirche in Bad Warmbrunn in dem Neuaufbau der schlesischen Kirche eine bedeutsame Aufgabe zugefallen war. Dies sollte sich auch für viele Jahre über die Vertreibung hinaus noch auswirken bei der großen Zahl der Laienhelfer, den Lektoren, für die Dekan Lic. Werner Schmauch eine Ältesten-Agende für den Gebrauch in der Schlesischen Kirche überarbeitet hatte. Es ist überhaupt nicht möglich, den Segen dieser Arbeit für die Lektorenkirche hoch genug einzuschätzen. Auch dies hat im Aufbau und Erhaltung des Christentums für Unzählige ihren Wert gehabt. Die enge Verbundenheit, die uns die Kirche in der Not der Zeit geschenkt hatte, wird sicher viele unserer Mitbürger auch über die noch drohende Austreibung hinaus begleitet haben.

Seit dem 1. April 1946 hatten die Polen mit dem zwangsweisen Abtransport der Schlesier begonnen. Auch unsere Mitbürger, Frauen und Kinder traten diese Ausreise von dem Auffanglager Hartau bei Hirschberg aus an seit Mitte Juni.

Der Verfasser erlebte seine Austreibung mit der Giehrener Gemeinde, zu deren Pfarrverweser er bestellt worden war. Die ersten Züge wurden in die britische Zone geführt; um Weihnachten aber gingen viele Transporte in die sowjetisch besetzte Zone bei sehr schlechtem Wetter, wo die Menschen vielfach in krankem Zustand ankamen, ja sogar in erfrorenem Zustand. Die letzten Transporte aus unseren Heimatorten verließen im Mai/Juni 1947 unsere schlesische Heimat.

Arno Mehnert